

vor ihm steht, aber sein Ringen lohnt sich. Cyrill von Jerusalem führt ihn ein in die große objektive Ordnung der christlichen Mysterien von Taufe, Salbung und Eucharistie; wertvolle historische Erläuterungen von L. Wintersmühl begleiten den schlicht und schön überetzten Text. - Der »Magus des Nordens« ist mit einer frühen, persönlichen und nicht für den Druck bestimmten Schrift vertreten, Glossen betrachtender und freischweifender Art am Rande der Bibellese, bunt, aber weniger dunkel, als Hamann sonst zu sein pflegt, und von einer seltsam verhaltenen, kühlen Eindringlichkeit. Die trefflichere Einführung stellt die richtige Kommunikation mit dem Text her. - Ein sehr zu begrüßendes Wagnis war die Verdeutschung der Briefe Condrens, äußerlich vielleicht das Ungeschmückteste und Gläsernste, was französische geistliche Literatur hervorgebracht hat, aber innerlich wohl die reinste Frucht der École Française. Die Stileigenarten Condrens steigern sich noch in der Abstraktion, etwas leblosen Form der Übersetzung; die Einleitung, gestützt auf Bremond und eine Dissertation der Verfasserin über Theozentrismus, gibt Condrens Grundbegriffe in einer wohl allzu systematisierten Gestalt und enthält einige unglückliche Formulierungen (so z. B. S. 8 die starre Entgegensetzung von existentiellem und theozentrischem Denken). - Newman's wunderbare Todesdichtung, die den Gang der Seele vom Totenbett zum Richterstuhl Gottes begleitet, ist ganz und gar Verhabenheit, ehrfürchtige Objektivität, anbetende und liebende Furcht, sie gibt wie kein anderes Dokument die innerste Haltung Newman's preis. Haechers sehr würdige Übertragung ist um ein Unmerkliches eckiger und weniger schwebend, die vielen, beibehaltenen Abstrakta und Fremdwörter haben im Deutschen einen andern Klang als im romanisch durchsetzten Englischen, die häufigen Wortumstellungen stauen gelegentlich den Fluß. Aber der Grundton des Newman'schen Stils klingt hindurch und trifft uns unfehlbar. H. U. v. Balthasar S. J.

Geschichte

Anonyme Briefe an drei Kaiser. Unveröffentlichte Dokumente aus den geheimen Staatsarchiven. Von Egon Cäsar Conte Corti. 80 (199 S. u.

12 Abb.) Salzburg 1939, A. Pustet. Geb. M 5.-

Es war ein glücklicher Gedanke des Verfassers, uns einmal einen Blick werfen zu lassen in Daleinsformen des Politischen und Historischen, die für gewöhnlich schwer zugänglich sind. Diese anonymen Briefe aus den untern und mittlern Volksschichten an die drei österreichischen Kaiser des 19. Jahrhunderts - die Briefe werden vom Verfasser in chronologischer Reihenfolge gebracht, untereinander verbunden durch Erläuterungen der jeweiligen Zeitverhältnisse - ermöglichen einen bisher vernachlässigten Zugang in das politische Denken des Volkes und sein Bedürfnis, beim Regieren mitzureden. Österreich mit seinen unzufriedenen Nationalitäten und seinen Kaisern, die kaum eine unmittelbare Verbindung hatten mit dem Volk, gab den fruchtbarsten Nährboden ab für diese Art der Meinungsäußerung. Kaiser Franz bestand eiferfüchtig darauf, die gesamte Post vorgelegt zu bekommen. Seine beiden Nachfolger haben es nicht mehr der Mühe für wert gehalten, die anonymen Äußerungen ihrer Völker anzuhören, und haben so manche Stimmen überhört, die immer wieder den Untergang Österreichs und seines Herrscherhauses voraus sagten und ein erschreckendes Bild von der wachsenden nationalen Auflösung zeigten. - Es ist nicht verwunderlich, daß auch das religiöse Denken des Volkes meist in naiver Form zum Ausdruck kommt. So werden bekannte Gebete, wie das Vaterunser oder das Glaubensbekenntnis, parodiert, um dem Herrscher Wünsche und Wahrheiten vorzubringen. »Auslegung des heiligen Vaterunser bezüglich auf unsern lieben, guten Kaiser Franz Joseph als irdischen Gott«, heißt einmal eine solch merkwürdige Aufschrift (155). Oder man appelliert mit eindringlichen Worten an das katholische Empfinden des Kaisers, um ihm zu sagen, daß »schlechte Christen keine guten Ratgeber eines apostolischen Monarchen« sein können (129), oder ein frommer Schreiber sucht das Gewissen Franz Josephs zu stärken: »Seien Sie vor allem ein heiliger Fürst, und Sie werden der größte aller Monarchen sein« (128).

Die Bedeutung dieser anonymen Briefe darf man nicht überschätzen. Nicht in ihrem Wert für die Erkenntnis der Volkseele. Denn sie geben naturgemäß ein einseitiges Bild des Volksempfindens, weil

sich auf diesem Weg fast nur die Unzufriedenen zu äußern pflegen. Vor allem aber nicht in ihrem geschichtlichen Wert: Die in diesen Briefen niedergelegte Erkenntnis und Vorausschau geht über den Inhalt von gleichzeitigen Flugchriften kaum hinaus, die allerdings den drei Kaisern wohl noch weniger zu Gesicht kamen. Diese Einschränkungen mindern aber nicht den Genuß, den man beim Lesen dieser bald köstlich heiteren, bald rücksichtslosen Ausbrüche der Volksseele hat.

F. Strobel S. J.

Das zweite Kaiserreich. Von Octave Aubry. (Deutsche Übersetzung von Hans Dühring). 80 (823 S. mit 16 Bildtafeln.) Erlenbach-Zürich 1938. E. Rentsch. M 8.20; geb. 11.-

Man muß Aubrys neues Werk als eine der glänzendsten Erscheinungen der neueren französischen Geschichtschreibung bezeichnen. Es ist geradezu ein Kunstwerk, aus einem Guß, mit einer hinreißenden Darstellungskraft geschrieben, die nicht nur die Politik, sondern auch die Kultur und die Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches umfaßt. Die sonst meist getrennt erscheinenden Vorzüge der französischen Historiker, ihre Klarheit, ihre gestaltende Kraft, ihre auf das praktische Leben ausgerichtete Wissenschaft, hier sind sie alle vereint. Aber auch das gute wissenschaftliche Fundament, ein nüchternes, ausgeglichenes Urteil vermißt man selten, einige Stellen über die deutschen Verhältnisse ausgenommen. Abgesehen von einer beigelegten Bibliographie, in der übrigens wichtigste deutsche Literatur zum Teil fehlt, hat der Verfasser zu Gunsten einer wirkungsvollen Darstellung auf jeden wissenschaftlichen Apparat verzichtet.

Napoleons III. Regierung war gewiß kein starres logisches System, sondern oft durch die Eingebungen des Augenblicks durchbrochen. Aubry sieht in ihm eine »komplizierte Persönlichkeit, bei der das Gefühl immer die Vernunft überrumpelt« (306). Das mag weithin gelten. Für sein Verhältnis zur katholischen Kirche und

zum Papsttum aber kaum. Hier zeigte er viel kühle Berechnung. Ein inneres Verhältnis zu Religion und Kirche – der Verfasser sagt darüber leider etwas wenig – hat er wohl nie gehabt. Seine karbo-narische Vergangenheit – er kämpfte 1830 im Kirchenstaat gegen den päpstlichen Absolutismus – hat er nie ganz verleugnen können. Sein äußeres Verhältnis zum Papst und zum französischen Katholizismus war aber wenigstens bis 1859 ein gutes. Unter dem Einfluß seiner »ultramontanen« Gattin, und um das katholische Frankreich für sich zu gewinnen, hat er jene für ihn schließlich so verhängnisvoll gewordene Schützerrolle gegenüber Pius IX. eingeschlagen. Das national geeinigste Italien war sein Ideal, und er hat es durch militärische Unterstützung zu verwirklichen gesucht. Als Herrscher des katholischen Frankreich durfte er aber den Papst, das große Hindernis der italienischen Einigung, nicht fallen lassen. Wohl mit Recht sieht darin Aubry das eigentliche Verhängnis des Kaisers. Er glaubte, Unvereinbares vereinigen zu können, und hat sich dadurch beide Parteien verfeindet. Diese Zange ging über seine staatsmännischen Kräfte. Wenn auch Aubry in ihm keinen großen Staatsmann und vor allem keinen großen Franzosen sehen kann, »so bleibt er doch ein großer Europäer«, den die Geschichte einst »weit höher stellen wird als Bismarck«, der »nur ein großer Deutscher« war (812). Denn das neue, nationalstaatlich aufgebaute Europa habe Napoleon bewußt vor den Augen gestanden, und er habe es auch tatkräftig gefördert, während Cavour und Bismarck über ihren nationalen Bereich nicht hinausfahen. Waren aber die beiden nicht auch Europäer und noch größere als Napoleon III., der nur mit halben Mitteln am kommenden Europa baute und mit der rechten Hand wieder nahm, was er mit der linken gab? Bestände das neue Europa ohne Cavour und Bismarck? Auch ohne Napoleon III.? Das letztere wird man wohl eher bejahen müssen.

F. Strobel S. J.